

Stanislav Struhar- Eine Suche nach Glück

Eine Rezension von IRENA KAJEROVÁ

„Die Sprache ist hinfort sein einziges Haus, das nie zuschanden wird und in das wir eingeladen sind, um dort in der Freundlichkeit dieser Lebens-Gesänge zu weilen, wenn nicht gar im vergessen unseres gemeinsamen Schicksaal.“ (Struhar, Suche nach Glück, Kitab Verlag Wien, 2004, 6) Mit diesem Zitat von Louis-René des Forets leitet Stanislav Struhar seinen dritten, auf Deutsch geschriebenen Roman ein. Das Zitat charakterisiert den Kernpunkt dieses Buches über einer Suche nach Glück.

Diese kleine autobiographisch inspirierte Geschichte bringt den Leser ins Wien des Jahres 2000. Der „Held“ ist ein österreichischer Schriftsteller tschechischer Herkunft, David Kostka, der sich um die Herausgabe seines Buches bemüht. Der Leser ist Zeuge von Davids stereotypen Lebens, das mit beruflichem Ehrgeiz und Erinnerungen an seine Mutter und Kindheit in Olmütz gefüllt ist. Es kommt zu einer „zufälligen“ Bekanntschaft mit einer Lektorin, die sein Buch vorher nicht herausgeben wollte. Dank dieser Begebenheit entwickelt sich einerseits eine schöne Beziehung zwischen beiden Leuten, andererseits vertieft sich aber Davids Geheimnis- Astrid weißt nicht, wer David in Wirklichkeit ist – ein Schriftsteller, den sie abgelehnt hat. Nach einigen Konflikten, Trennung und nachfolgender Rückkehr schaut alles wie die Erfüllung einer wirklichen Liebe aus. Seine Heuchelei aber rächt sich am Ende der Geschichte, wenn Astrid die Wahrheit zufällig entdeckt. Der Leser kann aber die Wahrheit nicht entdecken, weil er das ganze Buch hindurch nicht weiß, worüber der Held nachdenkt, was er fühlt. Er erzählt über sein Leben, in der ersten Person, aber mit dem Abstand des Beobachters.

Der Titel selbst verrät schon das Hauptthema – es geht um eine ständige Suche. Die Suche nach einem neuen Heim, nach Liebe und um die Anerkennung eines Emigranten. Aus der Art des Erzählens wird sichtbar, dass er sich im neuen Heim eigentlich nicht wohl fühlt. Alles, was er durchlebt, vermischt sich mit nostalgischen Erinnerungen an die Jahre in Olmütz und an seine Mutter, mit der er sehr verbunden war. Man fühlt sein hoffnungsloses Streben danach, sich einzuordnen.

Das Problem der Arbeitsmöglichkeiten und das Gefühl der Kluft zwischen den nationalen Minderheiten und den „Einheimischen“ ist aus der Sicht der Emigranten beschrieben. David fühlt sich wie ein Paria, der in der Fremdheit seine Sicherheiten nicht finden kann. Er hält sich

für einen Österreicher, aber die deutsche Sprache kann er nicht als die eigene sehen, seine Beziehung zu der tschechischen Sprache ist viel stärker: „...er würde mich nie in dieser [deutschen] Sprache derart rühren können“ (Ebd., 62). Die Wurzeln kann (und will) man nicht einfach loswerden.

Ein neues Leben zu beginnen ist ein großer Kampf, den der Held anscheinend nicht bewältigt, weil er sich zu viel mit seiner Vergangenheit beschäftigt und damit nicht ausgeglichen ist. Die Erinnerungen verfolgen ihn auf Schritt und Tritt und hindern ihn am neuen Leben. Die Österreicher werden als eine Art Gegner angesehen. Er fühlt sich wie ein Opfer, aber er ist nicht imstande, etwas dagegen zu machen. Der Verlust der Freunde, des Heims und des „alten“ Lebens bleibt in seinem Inneren immer eine offene Wunde.

Dieser Kampf ging schon verloren, als er mit der Mutter die Grenze passierte. „Man wird uns hier nie wirklich aufnehmen“ (19). Erfahrungen in der neuen Heimat beweisen, dass der Traum seiner Mutter, der Traum vom „goldenen Westen“ nie erfüllt werden kann.

Stanislav Struhar, ebenfalls ein Emigrant, löst die heikle Frage der Integration und Ausländerfeindlichkeit zutreffend, er fühlt sich in den Helden ein und das macht die Erzählung glaubwürdiger. Man fühlt die Hoffnungslosigkeit, mit welcher der Held seinen neuen Weg in dem neuen Land durchsetzt. Man ist nicht mit den Österreichern einverstanden und fühlt mit dem Helden. Eine schwache Seite scheint die Liebeslinie zu sein, weil sie fast nicht durchgearbeitet ist und nicht überzeugend wirkt. Es fehlt mir das Gefühl und die Echtheit, die Dialoge sind manchmal fast störend. Das Problem der „Nicht-Zugehörigkeit“ ist viel interessanter. Es ist augenfällig, dass dem Autor diese Problematik sehr nah ist.

Auf der anderen Seite gibt Struhar dem Leser den Raum, sich die Absichten des Helden und Ende der Geschichte hinzuzudenken. Die Pointe bleibt offen und der Leser fragt sich, wie die Geschichte vielleicht ausfallen könnte.

Nur der Abstand, die langen, schlichten Beschreibungen und die „stillstehende“ Handlung wirken ein bisschen pessimistisch und langweilig. Man weiß nicht, ob die schlichte Art des Schreibens seine Absicht ist, das stereotype Leben zu betonen oder nur seine Unsicherheit in der „fremden“ Sprache. Vielleicht ist es auch eine Frage für den Leser, ob er von diesem Vorurteil absieht, und entdeckt, dass nicht die Handlung sondern der Eindruck wichtig ist. Meiner Meinung nach ist es mutig, in einer „fremden“ Sprache zu schreiben, ein Mut, der geschätzt werden sollte.